



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es scheint aber, wir leben im Zeitalter der „Notabeln“-Erklärungen. Sie kennzeichnen sich als ein letzter Versuch, erfolgreichen Bestrebungen durch Auspielung persönlichen Ansehens den Lebensfaden abzuschneiden. Man kann sie als ein Zeichen betrachten, daß die Strömung, der sie einen Damm entgegensetzen sollen, stark und gesund genug ist, über alle Hindernisse hinweg sich Raum zu schaffen. Genügt haben sie noch nichts, geschadet auch nichts, wenigstens nicht der Sache, gegen die sie gemünzt waren. Und die man durch das Namensansehen andrer zur Umkehr bewegen wollte, die haben sich auch in diesem Falle nur fester in ihrer Überzeugung zusammengefunden. Mit dem „Vangemachen“ ist es nichts rechtes mehr.



Litteratur

Von Gravelotte nach Paris. Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege von General Philipp Sheridan. Deutsch von Udo Brachvogel. Leipzig, C. Reißner, 1889

Das Buch bildet einen Teil der hinterlassenen Denkwürdigkeiten des vor einigen Jahren verstorbenen nordamerikanischen Generals, der, nachdem er sich im Sezessionskriege ausgezeichnet hatte, einige Jahre den Oberbefehl über die „Militärdivision des Missouri“ im Gebiete der Felsengebirge führte und 1870 mit Erlaubnis des Präsidenten Grant einige Wochen den Krieg in Frankreich als Beobachter im deutschen Hauptquartiere mitmachte, wozu er die Augen des Fachmannes und die Gabe, unparteiisch zu urteilen, mitbrachte. Bekanntschaft mit diplomatischer Sprache dagegen scheint nicht seine Stärke gewesen zu sein; sonst hätte er gewisse Äußerungen, die der Bundeskanzler im Verkehre mit ihm that, nicht so naiv für baare Münze genommen. Seine Mitteilungen ergänzen in mehrern Stücken, wenn auch meist nur in Kleinigkeiten, die Tagebuchsblätter, die Busch in seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute“ verwertet hat. Von besonderm Interesse ist, was er als Augenzeuge über die Schlacht bei Gravelotte berichtet. Er war dann auch bei den Schlachten von Beaumont und Sedan zugegen, zog mit der deutschen Armee nach Mettel und Reims und zuletzt nach Versailles und verließ hier am 14. Oktober den Kriegsschauplatz, um zunächst nach Brüssel und hierauf nach Konstantinopel zu gehen. Wesentlich Neues enthalten seine Erinnerungen nicht. Auch sind sie nicht frei von Irrthümern, die auch an der Zuverlässigkeit andrer Partien seiner Erzählung zweifeln lassen. Nicht richtig sind z. B. die Umstände und Vorkommnisse wiedergegeben, die die Übergabe des kaiserlichen Briefes an König Wilhelm auf dem Hügel vor Sedan begleiteten. Das Weberhaus, wo Napoleon mit Bismarck am nächsten Morgen zusammentraf, ist nicht Teil eines Orthsens, sondern steht einsam. Der Kanzler kann nicht nach der Schlacht und überhaupt niemals zu Sheridan gesagt haben, er erwarte nun die Errichtung einer Republik und fürchte sie (Seite 69) u. dgl. m. Sheridan

sollte sich früher einmal ungünstig über die deutschen Truppen geäußert haben, aber die Widerlegung des Gerüchts ließ nicht auf sich warten, und in den hier vorliegenden Erinnerungen ist er voll Anerkennung, nur die Leistungen der Kruppschen Geschütze nimmt er davon aus. Von Moltke rühmt er, daß er so bescheiden auf sein „gewaltiges Werk“ blicke, und nennt ihn einen „wunderbaren Geist,“ der „ein militärisches System zur Vollendung brachte, nach welchem 800 000 Mann [in Wahrheit zu Anfang etwa 650 000] mit noch nie dagewesener Geschwindigkeit mobil gemacht und dann mit einer solchen Sicherheit der Berechnung in Bewegung gesetzt wurden, daß es nur eines Feldzuges von sieben Monaten bedurfte, um die militärische Macht Frankreichs zu zerstören.“ „Die deutsche Kavallerie bewies bei Gravelotte hohen Mut und gute Disziplin. Die nicht der Infanterie zugeweilte Reiterei kam der Obliegenheit, Front und Flanken zu decken, in vollkommener Weise nach. Die Infanterie der Deutschen war so ausgezeichnet, wie ich nur je eine gesehen. Die Leute waren jung und abgehärtet und marschirten elastischen Schrittes. Nie gab es eine Verzögerung, wenn das Signal zum Aufbruch ertönte, alle waren sofort zur Stelle, und auf dem Marsche entstand keine Lockerung der Reihen.“ Wir denken, man kann mit diesem Lobe aus der Feder eines so tüchtigen Generals wie Sheridan wohl zufrieden sein, zumal da er ohne Zweifel den Franzosen als Republikanern im Grunde geneigter war als uns.

Die kulturhistorische Entwicklung Deutschlands in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in (?) besonderer Bezugnahme auf die sächsischen Lande, von Dr. th. et phil. Philipp Mayer, bearbeitet von Dr. Rudolf Carius. Cottbus, Kühn, 1889

Der großartige Titel dieser Schrift darf nicht irre führen, obgleich er durch ein von dem Verleger unterzeichnetes lobhudeles Vorwort gestützt wird. Das nachgelassene Werkchen ist ein bloßes Kompendium, keine historische Schrift, der Stil demgemäß gespannt und gedrängt. Von „kulturhistorischer“ Entwicklung hat der Verfasser sehr dunkle Ideen, die Kulturgeschichte scheint ihm wieder wesentlich bei den Fürsten vorzukommen, sofern sie außer Politik auch andres, wie Aberglauben und Wissenschaft, treiben. Die zweite Hälfte der Schrift, die die sächsischen Fürstlichkeiten der Zeit spezieller betrifft, ist besser, und die sächsischen Landsleute, die keine tiefern Studien machen können, werden aus dem Buche die im ganzen unwichtigen und elenden Ereignisse an den kleinen Höfen, z. B. die Grumbach'schen Händel, die Hinrichtung von Krell und andres, sich bequem wiederholen können.

Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen. Umrisse zur Orientierung für Geistliche und Gemeindeglieder von Dr. Otto Mejer. Hannover, Karl Mayer (Gustav Prior), 1889

Der Verfasser, längst bekannt als ein hervorragender Dozent des Kirchenrechts und Kenner der römischen Kirche und Propaganda, hat in seiner jetzigen hohen Stellung wohl öfters erfahren, wie dürftig die Kenntnisse evangelischer Geistlichen und Laien von dem Rechtsleben der eignen Konfession sind. Selbst die Anhänger der sogenannten Hammerstein'schen Anträge werden keine Ausnahme machen. So hat er sich zum Besten weiter Kreise entschlossen, statt der weitläufigen Darstellungen, die kanonisches und jetziges evangelisches Recht durcheinander werfen, ein evangelisches Kirchenrecht im Kleinen zusammenzustellen nach Maßgabe der Zustände, wie sie sich gesehlich ziemlich gleichartig, namentlich in Preußen verhältnißmäßig deutlich, entwickelt haben. Er thut noch mehr, denn ohne eine gewisse Kenntnis der alten lateinischen Kirche und der frühern reformatorischen Landes-

Kirchen läßt sich auch der jetzige Rechtsboden der evangelischen Kirchen nicht wirklich verstehen, und darum weist er uns in diese Entwicklung kurz und bündig ein, um dann den Einzelbestand des modernen Rechtslebens in der evangelischen Kirche zu beschreiben. Sehr wirksam ist es, wenn er überall in den konstitutionellen Zeiten seit 1848 die Eigentümlichkeit der Kirche, wonach sie genossenschaftlich, sozial, als Interessenverband auftritt, ausführlich hervorhebt. Wir kennen bei uns von diesen lebhaften Bestrebungen gegenüber dem landeskirchlichen Regiment erst die Anfänge; das „Zentrum“ der katholischen Kirche zeigt viel besser, welche Macht unter Umständen in dem Interessenverbände liegt. Aber wer weiß, wie wir uns an der Hand der Herren Kleist-Hammerstein-Brüel-Stöcker noch weiter entwickeln werden!

Altenstein, Fichte und die Universität Erlangen. Festgruß zur Einweihung des neuen Kollegiengebäudes von Lic. Dr. W. Germann, Kirchenrat. Mit einer Abbildung des neuen Kollegiengebäudes. Erlangen, Blaejng, 1889

Der spätere preussische Kultusminister Karl Freiherr Altenstein wird hier aus attemmäßigen Quellen als Student in Erlangen dargestellt und in seinem spätem Wirken so weit verfolgt, als es für die Universität Erlangen von Wichtigkeit ist. Diese Bemühungen Altensteins zeigen sich besonders seit dem Dezember 1804 nicht bloß in der bessern Ausstattung der etwas vernachlässigten Universität, sondern auch in den Absichten, die er mit dem Philosophen F. G. Fichte erreichen wollte. Fichte, der im Frühjahr 1805 nach Erlangen kam, wollte die Universitäten zu „Kunstschulen des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs“ emporheben, z. B. durch Konversatorien. Das ausführliche Gutachten Altensteins über Fichtes Vorhaben wird Seite 20 ff. aus den Akten zum erstenmale mitgeteilt, es ist im ganzen sehr zustimmend und überschwänglich und eine wesentliche Bereicherung unsrer Kenntnis des Mannes. Leider wurden alle diese schönen Pläne (1806) durch die Napoleonischen Siege zerstört. Alles ging für Preußen verloren. Man richteten sich die Hoffnungen auf die in Berlin zu gründende Universität, für die Fichte ein Gutachten zu entwerfen hatte. Inzwischen war Altenstein (1808) zunächst Finanzminister in Preußen geworden. Umso leichter ließen sich, trotz der verzweifeltsten Finanzlage, die Ideen Fichtes, Schleiermachers, W. von Humboldts im Jahre 1810 in der neuen Universität zu Berlin verwirklichen.

Herders Philosophie nach ihrem Entwicklungsgange und ihrer historischen Stellung.
Von Dr. Moriz Kronenberg. Heidelberg, Winter

Diese Schrift eines noch jugendlichen Verfassers scheint aus akademischen Anregungen hervorgegangen zu sein, vielleicht aus denen, die von den Vorträgen Kuno Fischers ausgehen. Es wird vielleicht noch andre geben, die für die philosophische Seite in Herder und ihre Entstehung Interesse haben. Diese werden das Werkchen, das von Fleiß Zeugnis giebt und den zusammengelesenen Stoff in möglichst viele Kapitel zerlegt, so gut wie andre Darstellungen benutzen können. Die meisten werden mit uns Herder gar nicht für einen Philosophen halten, sondern für einen genialen, aber völlig unsystematischen Kopf, der, von den verschiedensten Bestandteilen seiner vielseitigen Lektüre hin und her geworfen, bald diesen, bald jenen Mann für vorbildlich oder doch für maßgebend in gewissen Fragen hält. Einen solchen Mann genießt man in denjenigen seiner Werke, die einem besonders zusagen, und man weist dann jeden bloßen Auszug und jede zurechtgemachte Schablone zurück. Wer aber philosophische Bedürfnisse hat, wendet sich gewiß nicht zu Herder. Wenn es wahr ist, daß nach einer so langen Entwicklungsgeschichte der Philosophie, die alle

möglichen Standpunkte mehr als einmal entdeckt und wieder verlassen hat, es kein Verdienst der Originalität mehr gebe, sondern nur noch das der Genauigkeit, so ist diese Genauigkeit eben das, was wir bei den Männern des vorigen Jahrhunderts vermiffen, bei Herder gewiß. Fast von selbst wenden wir uns gegenwärtig den Philosophen zu, die durch unsre naturwissenschaftlichen Schulen zur Genauigkeit der Beobachtung erzogen worden sind.

Was die Bücherei erzählt. Litterarische Essays von Ferdinand Groß. Leipzig, Friedrich, 1889

Auch die litterarische Kritik hat sich heutzutage zu einer schwierigen Kunst entwickelt, und in unsrer Zeit der Blüte geschichtlicher Wissenschaft, der fast ausschließlich biographischen Neigung in der Geschichtschreibung darf man auch rechte Ansprüche an den erheben, der einen neuen Band litterarischer Essays in die Welt schickt. Um ein guter Kritiker, ein lesenswerter Essayist zu sein, muß man selbst eine Individualität vorstellen, denn nur ein Charakter vermag andre Charaktere zu erfassen und zu veranschaulichen. Der Kritiker muß entweder eine philosophische Kraft sein, der psychologisch arbeiten kann, oder er muß sich für die geschichtliche Methode entschieden haben, die den einzelnen Schriftsteller im Zusammenhang mit seiner Zeit zu erfassen und darzustellen strebt; entweder man nimmt einen klar bestimmten künstlerischen Standpunkt ein oder man verfährt empirisch, trachtet aber, die Kunst des einzelnen Dichters aus seinem Charakter zu erklären, man verhält sich rein nachempfindend, ist aber sorgsam und gründlich dabei. Kurz: man muß ein wissenschaftlicher Kopf sein, wenn man jetzt noch den Mut haben will, mit einem Bande litterarischer Essays herauszutreten. Diese Eigenschaft müssen wir Ferdinand Groß abprechen, weder in der Form, noch im Gehalt seiner Studien vermag er uns zu befriedigen. Er hat wohl den geübten Blick für interessante Persönlichkeiten bewiesen, indem er sich Alphonse Daudet, Ferdinand Fabre, Lecomte de Laisle, Sully Prudhomme, Louise Ackermann, den Fürsten von Ligne, François Villon, Samuel Smiles, Lorenzo Stenhetti, Mathilde Seravo, Bauernfeld und Duida zur Charakteristik ausuchte. Aber sein Verhältnis zu ihnen geht doch nicht über das eines Dilettanten heraus, der sich schöne Stellen aus seinen Lieblingen herausucht und sie aneinanderreicht. Groß will weniger sachlich darstellen, als vielmehr bloß die Neugierde eines Zeitungspublicums, das selbst die Quellen zu lesen keine Muße oder keine Sprachkenntnis hat, befriedigen. Er nimmt oft einen großen Anlauf, aber die Kraft der Ausführung fehlt ihm; so schreibt er z. B. einen Essay „Goethes Faust in Frankreich,“ ein bedeutendes Thema, aber schließlich begnügt er sich damit, Gerard de Nerval's Übersetzung zu loben. Welche Stellung aber in der That Goethe durch die begeisterte Huldigung der französischen Romantiker in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in Frankreich gewonnen hatte, vermag er nicht zu sagen, ja er scheint es gar nicht zu wissen, daß Goethe den Franzosen eine Zeit lang höchstes poetisches Symbolum war. Oder: Groß behandelt den Lyriker Villon aus der Zeit Ludwigs XI. und erwähnt ausdrücklich, daß man ihn nur als Kind seiner Zeit recht verstehen könne; nun erwartet man ein wenn auch noch so „flüchtiges“ („flüchtig“ ist ein Lieblingswort des Verfassers) Kulturbild, aber vergebens. Ganz dilettantisch ist das Bild von Bauernfeld geratet, in dessen Beurteilung sich Groß übrigens selbst widerspricht, indem er ihn das einmal als einen echtwienerschen Dichter, das andermal (im Kapitel „Der Wiener Wig“) wieder als nicht lokalwienerschen bezeichnet. Groß hält es auch nicht für nötig, seine Aufsätze rein und übersichtlich zu kompagniren: biographische Daten,

ästhetische Urteile und Inhaltsangaben schwirren in seiner Darstellung kunterbunt durcheinander, die Idee der künstlerischen Entwicklung ist ihm noch gar nicht aufgegangen. Daher gelingt es ihm auch nicht, unserm Gedächtnis von den behandelten Persönlichkeiten ein festes Bild einzuprägen. Manchmal ist er auf gutem Wege, z. B. in dem Essay über Daudet, wo er den Nachweis führt, daß dieser Dichter fast in allen seinen Erfindungen immer das eine Motiv der *déclassés* darstellt, d. h. solcher Menschen, die in dem Wahne leben, etwas zu sein, was sie in Wahrheit gar nicht sind, also entthronte Könige, unbegabte Künstler. In dieser Beobachtung bleibt aber Groß stecken, er verwertet sie nicht zur Psychologie Daudets. Ein andermal kann man ihm vorwerfen, daß er die Idee seines Dichters gar nicht erfaßt habe, wie bei der Analyse des Abbé Courbeyou von Ferdinand Fabre, der doch offenbar eine tiefe Tragödie darin darstellte. Kurz: Groß ist uns bei allem redlichen Streben, das wir nicht verkennen wollen, zu „flüchtig,“ wir glauben daher nicht, daß seine Essays Bausteine zu einer Literaturgeschichte abgeben können. Am meisten haben uns seine Charakteristiken der drei Lyriker Prudhomme, de Lisle und Louise Ackermann gefallen. Am schwächsten ist seine Abhandlung über den Wiener Witz, aus der man nicht klug werden kann. Nur eine seine Induktion hätte das Wesen des Wiener Witzes klar veranschaulichen können; Groß aber findet, daß alle bekannten Wiener Witzlinge eigentlich nicht wienerisch sind.

Am meisten aber haben wir gegen die Sprache von Groß einzuwenden. Er braucht immer abgegriffene Münze und die überflüssigsten Fremdwörter, auch von Schwulst ist seine Sprache nicht freizusprechen. Hier ein Beispiel: „Aber das für den ästhetisch geschulten Leser Lächerliche, was die Fabel enthält, darf vielleicht gerühmt werden, weil es jenem Teile des Publikums, der im Romane mit Eifer das Unmögliche sucht, ein Buch naherückt, dessen sittlich verdienstlicher Teil ihm unversehens, spielend als verzuckerte Pille beigebracht wird.“ Also das Lächerliche darf gerühmt werden! Um zu sagen, daß Bauernfeld ebenso wie Grillparzer Jungeselle geblieben ist, drückt sich Groß so aus: „Mit Grillparzer hat Bauernfeld die Freude am Cölibat gemein.“ Ein böser Schnitzer ist *sacrificium intellecti* (!); *intellectus* geht nach der vierten Deklination.

Das heuchlerische Jahrhundert. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Hulda Meister. Jena, H. Costenoble, 1889

Wer den Florentiner Anthropologen nicht aus andern Arbeiten kennt, wird durch den Titel dieses Buches und dessen erste, teils geistreiche, teils geistreiche Abschnitte vielleicht zu dem Glauben verleitet werden, auch Italien stelle hier seinen Mann zu dem Kreise wunderlicher Propheten, die die überraschende Entdeckung verkünden, die Welt sei ein mißratener Schöpfungsversuch und insbesond're homo sapiens ein höchst unvollkommenes Wesen. Doch möge sich der Leser nicht abschrecken lassen. Mantegazza gehört nicht zu der Gilde, die mit ihrem auf dem litterarischen Trüdelmarke erstandenen Pessimismus paradirt, wie die Schützengilden von anno Dazumal mit ihren unschuldigen Mordwaffen. Er glaubt, wie es scheint, daß seine Schriften nicht den Weg in die breiten Schichten seiner Landsleute, auf die er wirken will, finden würden, wenn er keine Zugeständnisse an verdorbenen Geschmack und Oberflächlichkeit machte; und das mag ihm die Erfahrung gelehrt haben. Er macht die Zugeständnisse, um Gelegenheit zu haben, ernste und bittere Wahrheiten zu sagen. Daß er dabei in erster Linie immer die heutige italienische Gesellschaft vor Augen hat, versteht sich von selbst; doch ist, was er an ihr anzusetzen hat, mehr oder weniger europäisches Gemeingut, auch bei uns nichts weniger

als unbekannt; sein Buch hat daher eine Übersetzung wohl verdient — wenn die vorliegende nur besser wäre! Den harten Ausspruch, daß die Übersetzerin weder die italienische Sprache hinlänglich beherrscht noch auch dem Gegenstande gewachsen ist, möge eine Reihe von Proben rechtfertigen, die wir wahrscheinlich noch beträchtlich verlängern könnten, wenn uns das Original zur Hand wäre. Seite 30: „Wie weit sind wir von jenem ersten Feigenblatt unsrer Mutter Eva entfernt! Ebenso gut könnte man eine Mitrailleurse oder einen Zitterrochen mit der vorsintflutlichen Art unsrer quaternären Vorfahren vergleichen.“ Seite 33: Die Lüge ist es, die „den Buckel mit Schnürleibern bedeckt, . . . die Machitis [so] aufrichtet u. s. w.“ Seite 43: „ein Bündchen mit Elzevirversen“ [der Ausdruck ist möglicherweise in Italien in Gebrauch, wie bei uns „Goldschnittlyrik,“ hätte dann aber durch einen derartigen ersetzt werden müssen]. Seite 51: „Der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist in der That nur sehr kurz, aber auch diesen Sprung kann König Tartuffe mit seinen langen Beinen machen.“ Seite 104: „partielle Kritik“ anstatt parteiische, und: „Man ist nur unter der Bedingung groß, wenn man u. s. w.“ Diese Übersetzung ist „autorisiert“ — nicht der erste Beweis, daß die Verträge zum Schutz des Autorrechtes auch ihre bedenkliche Seite haben!

Was das Buch selbst betrifft, so beginnt dessen Bedeutung mit dem siebenten Kapitel. Mit ehrlichem Zorn und bitterem Humor wendet sich der Verfasser, nachdem er viel Überflüssiges von uranfänglicher Neigung zum Heucheln, von der höflichen und schonenden Heuchelei u. dergl. geredet hat, gegen den mit Superlativen getriebenen Mißbrauch und wünscht ein Gesetz dagegen. Dann kommen die politischen Verhältnisse an die Reihe. Bekanntlich wird Italien „parlamentarisch“ regiert, und wie alle Nationen, die lange Zeit an der Ausübung politischer Rechte gehindert worden sind, glaubt die italienische noch an den alleinigmachenden Parlamentarismus. Mantegazza ist selbst Abgeordneter gewesen, aber von echtem Freiheitsgefühl erfüllt, hat er die Parteiketten nicht lange tragen können. Rückhaltlos kennzeichnet er die Gefahren der Stellung der Advokaten als der „mächtigsten Bürger des sozialen Organismus.“ Müsse schon der mit Sophismen, Widersprüchen und Heucheleien geführte Zweikampf der Advokaten vor Gericht für diese selbst gefährlich werden und im Publikum das Rechtsgefühl erschüttern, so werde das Übel noch dadurch erhöht, daß „heutigestags das Wort, die Rede zum ersten Werkzeug in der Kunst des Regierens und in den Wettkämpfen der Parlamente geworden,“ und die Advokaten durch die fortwährende Übung im Reden und die Schulung im Denken in hohem Grade befähigt seien, „zwischen den Felsen des großen Meeres der Politik hindurchzuschiffen.“ Und die Advokaten würden sich vermehren wie die Heuschrecken, bis eine neue Ära anbreche. Dann beklagt er den einseitigen Kultus des Verstandes, das Unheil der Schulen, in denen die Jugend mit Halbwissen vollgepfropft und gewöhnt werde, sich an Autornamen und Büchertiteln genügen zu lassen, da man ja nicht alles wissen könne, was in den Büchern steht. „Wenn unsre Vorfahren die Programme unsrer freien Gymnasien lesen und studieren würden, so würden sie entsetzt sein, nur mit größerm Rechte als wir bei der Erzählung von den Mählzeiten der homerischen Helden. . . . Wir neugeborenen Säuglinge der modernen Revolution haben infolge langer Gedankenhungersnot noch blutarmer Gebeine, sie leiden an der Phrasenwassersucht und sind unfähig, das zu verdauen, was ein Jahrhundert des wissenschaftlichen Fiebers für uns an substantiellen Nahrungsmitteln und Reizmitteln vorbereitet hat. . . . Während unser Jahrhundert den Hunger nach dem Ideal zum Schweigen bringt, oder besser gesagt nur verbirgt, und den Wermut und Absinth des Realismus und der Zolalitteratur einsaugt, sagt es mit

einem falschen, heiße Thränen verhüllenden Lächeln, es hungere und dürste nicht nach dem Ideal.“ Wieder an einer andern Stelle wendet er sich gegen „die Tartuffes des Unglaubens und die Tartuffes des Glaubens,“ verlangt, daß die Gläubigen sich nicht schämen sollen zu glauben und die Ungläubigen verschiedener Grade einander nicht verlachen sollen. Sehr lesenswert sind ferner die kurzen Mitteilungen des Verfassers aus seinen eignen parlamentarischen Erfahrungen. Als er für ein nach seiner Überzeugung sehr schlechtes Finanzgesetz nicht stimmen wollte, belehrte ihn ein Freund und Parteigenosse, die finanzielle Seite jenes Gesetzes sei gegenüber den dabei mitspielenden politischen Interessen von gar keiner Bedeutung, und da diese Belehrung keinen Erfolg hatte, sagte er „mit tiefem Gefühl“: „Mein lieber Mantegazza, du bist sonst in allem ein sehr tüchtiger Mensch, aber in der Politik bist du ein Dummkopf.“ Mantegazza jedoch meint, als Dummkopf Recht behalten zu haben, weil sein guter Freund die Politik des Augenblicks verteidigte, er aber die Politik der Zukunft vorausgesehen habe. Im Laufe der Jahre entfernte er sich mehr und mehr von der Partei, die die Erbschaft Cavours zu verwalten meinte. Zum Bruche kam es, als diese Partei, wie er mit verständlicher Andeutung sagt, die machiavellistische Vorschrift, entweder dem Feinde zu schmeicheln oder ihn zu vernichten, vergaß und für ein Gesetz stimmte, das von dem Opfer noch Dank dafür verlangte, daß es mit Rosen bekränzt zum Altar geschleppt wurde.

Genug. Trotz mancher Sonderbarkeiten (zu denen auch gehört, daß am Schluß ein zwei Druckbogen starkes Verzeichnis von wertlosen — Schönheitsmitteln nach Klende gegeben wird) verlohnt es sich, das Buch zu lesen. Wir bemerken nur noch, daß an den obigen Zitaten mehrfach kleine stilistische Änderungen vorgenommen worden sind.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig